

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 6

Artikel: Weihnachtsstimmung bei den Zweitklässlern
Autor: Blum, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662319>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Weihnachtsstimmung bei den Zweitklässlern

von Ruth Blum



Ich erinnere mich genau, wie es vor rund dreissig Jahren in meiner Landschule war, wenn Weihnachten vor der Türe stand. Das Schulzimmer sah so nüchtern aus wie alle Monate des Jahres hindurch. Kein Samichlaus und kein Christbaumbild verzierten die kahlen Wände, die nur dürftig geschmückt waren mit den Porträten Pestalozzis, Wilhelm Tells und eines grimmig blickenden Oberlehrers. Es gab auch noch keine kurzweiligen Bastelstunden weihnachtlicher Prägung. Alles war wie sonst, nur dass wir gepeinigt wurden mit dem Auswendiglernen ellenlanger Gesangbuchlieder und mit der Einhämmernung schwerverständlicher Bibelverse, die wir ziemlich eigenwillig memorierten. Sonst hätte der dicke Jakobli vom Jesuskind nicht behauptet, es sei «geboren von einem Weibel» ...

Heute wandere ich wieder täglich zur Schule, diesmal als Lehrerin, und zwar als eine solche, die sich verpflichtet fühlt, modernen Unterricht zu halten, mit viel Anschauung, Arbeitsprinzip und freiem Lehrgespräch. Der Erzieher weiss, was das bedeutet. Dem Nichtpädagogen will ich es kurz und bündig erklären: es ist wundervoll für die Kinder und grauenhaft für die Lehrerin einer Monsterklasse von 45 Köpfen. Ganz besonders, wenn es Weihnachten wird, und alle Sprach- und Rechenstunden ausschliesslich um das Thema «Samichlaus und Christkind» kreisen. Man stelle sich nur einmal die figürliche Darstellung der Neunerreihe mit grünen Tannenbäumchen vor! Links vier Zweige, rechts vier Zweige, oben einen grünen Spitz — ergibt zusammen die symbolische Darstellung der Zahl neun. Alle diese Miniaturbäumchen müssen nun peinlich genau untereinander gesetzt werden, erst eines, dann zwei, dann drei und so fort, bis sich zuletzt eine prächtige Treppe ergibt. Gewiss, für die lieben Kleinen ist ein solches Rechnen kurzweiliger als jede abstrakte Multiplikation! Ich Aermste aber renne mit einem Riesengummi schwitzend von Bank zu Bank, streiche aus, fange wieder an, zähle Häuslein ab, reisse Seiten heraus — und ehe ich mit der Klassenhälfte durchgekommen bin, ist die Stunde herum. Die Schwa-

chen und Faulen sind erst bei dreimal neun angelangt, die Klugen und Fleissigen indessen haben schon seit zwanzig Minuten nichts mehr zu tun, gähnen, räkeln sich, poltern mit den Klobenschuhen und bringen mich zur Verzweiflung mit ihrem vorwurfsvollen: «Was soll ich jetzt tun?» — «So zeichnet in Gottesnamen einen Samichlaus!» rufe ich ganz erschöpft. «Aber wir haben schon einen gemacht!» — «Dann macht noch einmal einen, aber schaut zu, dass ihm diesmal die Beine nicht aus dem Bauch herauswachsen, sondern aus der Achselgegend.» — «Fräulein, ich weiss nicht, wie man den Esel zeichnet!» — «Fräulein, der Spitz ist abgebrochen!» — «Fräulein, mein Zeichnungsheft ist voll!» So geht das ohne Unterbruch. Ich flitze gehetzt zwischen Bänken, Kasten und Spitzmaschine hin und her und denke wehmütvoll an die langweiligen aber geruhssamen Unterrichtsmethoden der Vergangenheit ...

Gott sei Dank, dass die Sprachstunden keine figürlichen Darstellungen verlangen! Da herrscht noch wie ehemals das gesprochene und geschriebene Wort, und die Kinder machen allerliebste Sätzlein über den guten, alten Mann mit Sack und Rute, der ihre Phantasie beherrscht, obwohl sie beileibe nicht mehr an ihn glauben. Das haben sie mir am 6. Dezember triumphierend eröffnet, als ich ihnen mitteilte, dass dieses Jahr leider kein Samichlaus in die Schule komme. «Macht nichts», ruft der vorlaute Fritz, «es war ja doch immer nur ein verkleideter Lehrer mit angeklebtem Bart!» Und schon ist er da, der bedenkliche Augenblick, den jede Zweitklasslehrerin mit Sicherheit erwartet! «Es gibt ja gar keinen Samichlaus», schreien die Kinder im Chor, «und kein Christkindlein und keinen Osterhasen!» Verlegen blicke ich umher und sehe in ein paar hellen und dunklen Augenpaaren die letzten schönen Kindheitshoffnungen erlöschen. Nur in den nachtschwarzen Sternen meiner italienischen Marietta wollen die gläubigen Lichtlein nicht untergehen. Sie strahlen mich an und betteln ohne Unterlass: «Sage, dass es nicht wahr ist, was jetzt die bösen Buben behaupten!» Und ich mache einen letzten kargen Versuch,

längst Gefährdetes zu retten, indem ich im Brustton der Ueberzeugung beginne: «Es hat freilich einmal einen Heiligen Nikolaus gegeben. Er war Bischof in . . .» — «Jawohl», unterbricht mich Florian rasch, «das stimmt ganz genau. Er hat oben im Seckelamtshäuslein gelebt.» Donnerndes Gelächter ertönt, das Gelächter von Rangen, die keine «Kleinen» mehr sind. Ich gebe es endgültig auf. Und die Lichtlein in Mariettas Augen sind für immer und ewig dahin.

Trotzdem beharre ich darauf, dass die Kinder ein Brieflein an den Samichlaus schreiben. Es ist das erste Schriftstück, das sie mit Tinte abfassen und darum eine besondere Attraktion. Ich schreibe die Sätzlein an der Wandtafel vor, absichtlich mit vielen Fehlern. Das Gekicher will kein Ende nehmen. Hohe Zeit, dass ich meine strenge Miene aufsetze und die psychologisch befürwortete Lustbetontheit der modernen Schule in die Schranken weise. Drohend schwenke ich mein Strafheft, eisig verkünde ich: «Wer noch einmal lacht oder schwatzt, bekommt einen Strich!» Da wird es in der Klasse totenstill. 45 Kindergesichter nehmen einen tiefersten Ausdruck an. Die Federn knirschen, kratzen, spritzen. Und ich wandle bolzgerade um die vielen Bänke herum und spiele Polizei. Aber nur mit halbem Herzen. Mit dem andern denke ich über das Problem des brüchig gewordenen Glaubens an Nikolaus und Christkind nach. «Ich muss meinen Kindern», so rede ich mit mir selber, «beibringen, dass es ein ewiges Christkind gibt, ein wundersames Knäblein, das einmal im Stalle zu Bethlehem lag. Ich muss ihnen die Weihnachtsgeschichte recht lebendig machen.»

Und ich fasse den feierlichen Entschluss, die Geburt Jesu bildnerisch darzustellen, jenes grosse Ereignis, das am Anfang unserer Zeitrechnung stand. (Das Arbeiterdöchterli Anneli behauptete zwar in der letzten Religionsstunde, man zähle die Jahre seit der Geburt von Johann Conrad Fischer, dem Begründer der Eisen- und Stahlwerke im Mühlental!) Mit farbigen Kreiden will ich die Weihnachtsgeschichte auf die lange Wandtafel malen, obwohl ich weiss, dass es mir unendlich Mühe kosten wird. Aber ich will sie freudig wagen, und sie soll das kleine Geschenklein sein, das ich unserm Erlöser an die Krippe bringe.

Gleich nach der Schule beginne ich das schwere Werk. Mit aufgekrepelten Ärmeln und vorgebundener Schürze arbeite ich bis tief in die Nacht hinein. Das «Gemälde» entwickelt sich zu einer eigentlichen Trilogie: In der Mitte das Krippen-

bild, rechts davon die heiligen drei Könige, links die Hirten auf dem Felde. Das Landschaftliche rundherum gerät recht gut. Mit den Tieren und Menschen aber habe ich meine liebe Not. Einzig das Jesuskindlein wird aus lauter Zufall wunderbarlich, und das erfüllt mich mit einer tiefen Freude.

Der Jubel der Kinder ist denn auch gewaltig. Staunend umringen sie am andern Morgen mein bescheidenes Werk, allerdings nicht ohne Kritik. Hansuli findet heraus, dass die Jungfrau Maria eine geschwollene Backe hat. Und Felix fragt mich in aller Unschuld, ob Kaspar, Balthasar und Melchior denn auf Gazellen durch die Wüste ritten, er habe doch immer gemeint, es müssten «Kameler» sein . . .

«Aber das Bild ist trotzdem wunderschön», setzt er tröstend hinzu. Und alle sind zufrieden. Und es wird immer noch schöner in unserer Schule. Ich kaufe farbiges Stanniolpapier und lasse meine Schäflein herrliche Sterne ausschneiden. Es gibt schrecklich grosse Abfälle, die mich melancholisch stimmen, wenn ich bedenke, was das teure Material gekostet hat. Und mein schönheitsdurstiges Auge blickt trübsinnig auf die Missgeburten, die unter den Scheren der Kinder hervorgehen. Nun, am Ende kommt es ja doch nur auf die augenblickliche Freude an. Und wenn in der letzten Schulwoche vor dem heiligen Fest dann alle Sterne und solche, die es sein sollen, an ausgespannten Schnüren von der Decke unseres Schulzimmers herunterbaumeln und prächtig schillern im Widerschein der vier dicken Adventskranzkerzen, wenn alle Lädlehen des Dezemberkalenders verheissungsvoll aufgesperrt sind und das unentbehrliche Christbaumbild in 45 Variationen die Wände ziert, dann weiss ich doch, dass ich alles getan habe, was man von einer modernen Lehrerin im Christmonat verlangen darf: Ich habe vierundzwanzig Tage lang die liebe Freude zur Königin unseres Schulbetriebes gemacht und jene Bedürfnisse des kindlichen Herzens gestillt, die in unserm sachlichen Jahrhundert nur allzuoft verkümmern müssen.





Tschappina, Heinzenberg (Graubünden)

Photo Ernst Brunner